

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

4 (17.1.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 17. Januar 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 5.

Die Stockwerke.

(Fortsetzung.)

3.

Wir lassen den Poeten einstweilen in seiner Noth stecken, um die Bewohner des dritten Stockes kennen zu lernen.

Wir befinden uns in einem sauberen, wohllichen Gemach.

Am Tische sitzt ein junges Mädchen, den Kopf in die Hand gestützt; das Licht der Wachskerze bescheint ihr edles Antlitz, auf welchem der Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit sichtbar ist. Sie liest in einem kleinen, unscheinbaren Hefte, welches deutliche Spuren trägt, daß es jetzt nicht zum ersten Male beherzigt wird.

Der eifrig lesenden Jungfrau sitzt eine würdige Matrone gegenüber, die mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt ist, und zuweilen, wenn sie davon ausblickt, mit süßem Wohlgefallen ihre Tochter betrachtet.

Vor einer Stunde noch hatten Beide ein lebhaftes Gespräch geführt, denn Franziska war Braut, und ihre Hochzeit stand nahe bevor. Was war da nicht Alles zu besprechen, nicht bloß von dem und jenem nöthigen Geräthe, sondern auch, wie nun das ganze Leben ein anderes werden würde. Auch ein glücklicheres? das war die Frage gewesen, womit Mutter und Tochter sich heut beschäftigt hatten. Erstere hatte aus dem reichen Schätze ihrer Erfahrungen gesprochen, und dabei sich oft auf die Ansprache einer lieben Verwandten berufen, die, vor wenigen Jahren erst entschlafen, von Franziska sehr hoch geschätzt worden war.

Ihre Lebensgeschichte, hatte die Wittve bemerkt, ist mir stets merkwürdig gewesen. Sie hat dieselbe übrigens selbst aufgezeichnet, mit dem Wunsche, sie Dir zu übergeben, wann ich es für gerathen erachtete. Mögest Du dasselbe Gefallen daran finden, was ich bei oftmaliger Durchlesung der Blätter gefunden habe.

Begierig ergriff Franziska das ihr mit diesen Worten gereichte Heft. Es waren wenige Bogen, von einer deutlichen, schönen Hand geschrieben. Die Ueberschrift war sichtlich von fremder Hand hinzugefügt worden; sie lautete:

Geschichte der guten Marianne.

Im Jahre des Heils 1763, und zwar im süßen Lenze, bin ich zur Welt gekommen. Mein herzlicher Vater, den nun schon seit vielen Jahren die kühle Erde deckt, war ein geschickter Maler in der hochberühmten Stadt Nürnberg, welche ja, wie alle Welt weiß, auch die Wiege des unsterblichen Albrecht Dürer ist. Hier verlebte ich meine Kindheit, die ich wohl mit Dank gegen Gott eine überaus glückliche nennen mag. Insonderheit war es meine Mutter, welche mit der zärtlichsten Liebe über mich wachte, und ihre höchste Freude darin fand, mein junges Herz zu bilden und in christlicher Zucht aufzuziehen.

Sie war nicht aus Nürnberg oder einer andern deutschen Stadt gebürtig, vielmehr hatte der Vater sie in Rom, wo er die reichen Schätze der Kunst studirte, gefunden, und in Tüchten und Ehren um sie geworben; sie aber in herzlicher Erwidern seiner Liebe war ihm gefolgt und hatte Alles, ihr schönes Vaterland, Eltern und Verwandte verlassen um seinetwillen. Wenn gleich sie dessenungeachtet stets ihr schönes Vaterland rühmte, so war doch die südliche Glut und Leidenschaftlichkeit der stolzen Römerinnen durchaus nicht in ihr zu finden, im Gegentheil sprach die Anmuth und holde Freundlichkeit ihrer Seele sich

deutlich in ihren Zügen und ihrem ganzen Wesen aus. Ja, sie glich aufs Haar dem Madonnenbilde, wozu sie dem Vater einst gefesselt hatte, und wünschte ich damals nur, indem ich das schöne Gemälde oft entzückt betrachtete, dem lieben Jesuskindelein, welches die Himmelskönigin in den Armen hielt, so ähnlich zu werden, als meine Mutter der seligen Jungfrau gleich.

Im Uebrigen war ich fröhlich und vergnügt nach anderer Kinder Art, wüßte daher aus dieser Zeit auch nichts Sonderliches zu erwähnen. Nur der Stunden erinnere ich mich noch jetzt mit der lebhaftesten Herzensfreude, in welchen die Mutter mir anmuthige Historien erzählte, und die unvergleichlichen Reize Italia's schilderte, wie die Lüfte dort beständig so mild und heiter wehten, wie unter dem dunkeln Blätterversteck die goldenen Früchte glühten, und viel Anderes der Art.

Als ich mehr und mehr heranwuchs, ward ich in Allem unterrichtet, worin dazumal eine ehrsame Jungfrau erfahren seyn mußte; die geringe Anlage, welche ich zur Malerei hatte, bildete mein gütiger Vater mit großer Sorgfalt aus. Ueberdies war unser Haus der Sammelplatz vieler Künstler, welche sich theils als Freunde, theils als Schüler um den Vater scharten, und mich gern in ihrer Mitte duldeten: dem Umgang mit diesen und ihren belehrenden, angenehmen Gesprächen verdanke ich sehr viel.

Unter solchen Umständen floß mein jugendliches Leben sanft und friedlich dahin, und sollte ich den Schmerz, den ich bisher nur dem Namen nach kannte, erst da erfahren, als unser Haus plötzlich durch den Tod meiner engelgleichen Mutter verödet ward. Meine Betrübnis war in der That unbeschreiblich groß, aber größer noch schien der Kummer meines Vaters, der sich in den Verlust des geliebten Weibes durchaus nicht finden konnte und in die tiefste Schwermuth zu versinken drohte. Alles was er nur anblicken mochte, erinnerte ihn an die Verbliebene und ihr holdes Walten im häuslichen Kreise. Er ertrug diese beständige Erneuerung seines Schmerzes zuletzt nicht mehr und beschloß deshalb, nach einem andern Orte zu übersteden. Ohne lange zu wählen, bestimmte er zu unserem künftigen Wohnsitz Amsterdam, jene Stadt des blühenden Handels, aber auch die Pflegerin der schönen Künste. Wir bezogen dort ein Häuschen, möglichst weit von dem betäubenden Geräusch des Markts gelegen, und ich suchte hier Alles so heimisch einzurichten, wie in meinem lieben, herrlichen Nürnberg. Die heitere Lage unserer Wohnung, das anregende Leben der Seestadt, vor Allem aber das achtungsvolle Entgegenkommen, welches meinem Vater von Seiten seiner Kunstgenossen zu Theil ward, übte mit der Zeit einen wohlthätigen Einfluß auf ihn; das starre, unheimliche Brüten, in welches er zu meiner Betrübnis oft Tage lang verfallen war, ließ allmählig ganz nach; er lernte das Leben und die heitere Kunst endlich wieder hochschätzen.

Auf mich, die einzige Tochter, übertrug sein liebebedürftiges Herz jetzt alle Zärtlichkeit, und, wenn ich ihm die Dahingeschiedene auch nimmer zu ersetzen hoffen durfte, so suchte ich doch, den Abend seiner Tage, so viel in meinen kindlichen Kräften stand, zu erheitern.

Wir empfangen nun wieder, wie in Nürnberg, vielfache Besuche; der Vater malte fleißiger denn je, und munterte auch mich dazu auf. Aus der großen Menge von Künstlern, welche uns aufsuchten, bildete sich allgemach ein engerer Kreis von auserwählten Freunden, die sich allabendlich zu heiterem Gespräch im Atelier des Vaters versammelten. Zuweilen wurden

sie auch begleitet von ihren Frauen und Töchtern, mit denen ich, je nachdem wir sympathisirten, näher bekannt wurde und innige Freundschaft schloß.

Bald aber sollte ein Gefühl über mich kommen, welches mein ganzes Herz erfüllte, und mir auf lange Zeit den Frieden meiner Seele raubte.

Unter den jüngeren Künstlern, welche unser Haus aufsuchten, befand sich ein Italiener, mit Namen Landino. Er war ein großer, schlanker Jüngling und in der That so schön, wie ich weder zuvor noch später irgend Jemand gesehen habe; übrigens in seiner Erscheinung und seinem ganzen Wesen ein feuriger Italiener. Rom, die Vaterstadt meiner vielholden Mutter, war auch sein Geburtsort; eigenthümliche Verhältnisse, die ich nie entwirren konnte und wollte, hatten ihn zur Flucht aus Italien genöthigt, ja sogar ihm den Aufenthalt im Vaterlande für immer versperrt.

Meine Kenntniß der italienischen Sprache führte uns zunächst zusammen; er war ganz entzückt, die Töne seiner Muttersprache im Lande der Barbaren (wie er sich hochmüthig ausdrückte) erklingen zu hören. Die gleiche Bewunderung der Kunst, insbesondere der italienischen Meister, brachte uns näher, wir sprachen viel miteinander und — Gott weiß, wie es kam — ich faßte bald eine unsägliche Liebe zu dem Jüngling.

Um aller Welt Schätze willen hätte ich das Niemanden ver-rathen mögen, ja mir selbst wagte ich es kaum zu bekennen; aber wenn ich aus den Träumen meiner Einsamkeit emporschreckte, wenn ich von den süßesten Gedankenbildern plötzlich erwachte, so schwebte sein Name stets auf meinen Lippen, so hatte ich an ihn allein gedacht. Und das bereitete mir viel Wehe!

Denn Landino war kein Jüngling, den eine züchtige, deutsche Jungfrau wahrhaft verehren konnte. Er war ein wilder, leidenschaftlicher Mann. Sobald der Zorn oder andere Leidenschaften ihn ergriffen, gaben seine Augen so sprühendes, unheimliches Feuer, daß ich ihn nicht anzusehen wagte. Und doch, wenn er wieder ruhigen Gemüths war, lag ein so herzwinnender Glanz in eben diesen Augen, daß man wie verzaubert in seinen Blick verstrickt ward. Seine Worte setzte er gar lieblich und fein, ohne je geziert zu erscheinen: er war in der That von der Natur aufs Herrlichste ausgestattet. Aber ach, man erzählte sich andererseits die schlimmsten Dinge von ihm, wie er von Anfang an ein unruhiges, wildes Leben vollführt und wegen sehr gefährlicher Vergehen die Rückkehr ins Vaterland verscherzt habe. Und einen Solchen liebte ich! —

O, wie oft lag ich im Gebet vor dem Bilde der gnadenreichen Gottesmutter und siehe sie an, mein beschränktes Herz von seinen Fesseln zu befreien; aber selbst während des Gebetes schwebte immer das Bild des geliebten Mannes mir vor den Augen. Es stellte sich zwischen mich und die gebenedeiete Jungfrau und wiegte mich ein in süße, verführerische Träume, bis ich emporschreckte und zu meiner eigenen Schaam gewahr ward, daß ich eigentlich auf meinen Knien lag und vor Gott mich hatte demüthigen wollen. Die Erinnerung an meine holdselige Mutter, fast der liebste Gedanke meiner Seele, war auch nicht mehr rein und ungetrübt, denn ich mußte mir ja sagen, daß sie nicht mehr mit Wohlgefallen auf die verblendete Tochter herabblicken könnte.

So war mein Herz voll Kummer und Leid, und grollte ich oftmal dem, der meinen Frieden also untergraben hatte. Sobald mich aber der strahlende Blick seiner Augen traf und liebend auf mir weilte, ja, sobald ich nur den Klang seiner Stimme vernahm, schwand plötzlich aller Unwille gegen ihn und war ich nichts weiter, als eben ein thörichtes, liebendes Mädchen. Mehrere Monden wahrte es, daß ich auf diese Weise unsäglich glücklich und elend mich befand. Landino wußte, daß ich ihn liebte, ohne daß es einer Erklärung zwischen uns bedurfte.

Wohl merkten es allmählig meine Freunde, daß der italienische Künstler mir theurer als sie alle war, und zogen sich ver-

setzt zurück; erst dadurch wurde mein Vater, dem allein meine Liebe bisher ein Geheimniß geblieben war, darauf aufmerksam.

Eines Abends trat er in mein Gemach. Ich sah alsbald, daß eine gewaltige Aufregung ihn ergriffen hatte. Er zog mich lieblosend in seine Arme, während eine Thräne in seinen Augen zitterte, aber im nächsten Augenblicke stieß er mich wieder von sich, mit Blicken, die mir durch die Seele schnitten. Lange kam kein Wort über seine Lippen.

Das Alles war die Folge des Besuches gewesen, den Landino so eben bei ihm gemacht hatte. Der leidenschaftliche Jüngling hatte sich dem Vater zu Füßen geworfen, als dieser seine Bewerbung ernst zurückwies; er hatte auf den Knien ihn angefleht, bald wie ein Kind, bald mit aufbrausenden, fürchterlichen Worten. Endlich, als er sah, daß Alles vergeblich, war er in wilder Verzweiflung davon geeilt.

Gleich darauf kam mein würdiger Vater, noch erregt von dem rasenden Ungestüm Landino's, zu mir.

(Schluß folgt.)

Einige Hauptmängel der Kindererziehung.

(Fortsetzung.)

Durch einen Hauptmangel unserer heutigen Erziehung werden die Kinder auch zu lieblosen Gesinnungen geführt. Die Grundbedeutung von Liebe ist ein Nagen, ein Hinneigen; der Lieblosigkeit also ein Entfernen, Abneigen. Führt die Erziehung zu Lieblosigkeit, so untergräbt sie damit die Grundpfeiler der menschlichen Wohlfahrt. Diese kann nur gedeihen, wenn das Herz dem Herzen sich zuwendet. Obgleich es als hart erscheint, so darf man dennoch der heutigen Erziehung mit vollem Rechte den ange deuteten Vorwurf machen. Kaum hat das Kind eine Ahnung von „Mein“ und „Dein“, so arbeitet man auch schon darauf hin, den gefährlichen Neid in seiner Seele zu wecken. Gesetzt, euer Kind begeht Unarten, und ihr nehmt ihm zur Strafe seine liebsten Spielsachen und gebt sie einem andern Kinde, muß da nicht der Alles verzehrende Neid in seinem Herzen aufkeimen? Dasselbe wird der Fall seyn, wenn ihr ihm nur drohet, seine Sachen einem Andern geben zu wollen. Der Verfasser kennt ein Beispiel, wo durch Wegnahme von Spielsachen und Verschenken derselben an ein anderes Kind, beinahe ein Todtschlag herbeigeführt worden wäre. Wüßte man die Erziehungsgeschichte mancher Menschen, die niemals ohne Neid das Wohlergehen des Nächsten bemerken können, so würde man unfehlbar auf jene trüben Anfangspunkte kommen, wo verkehrtes Verfahren jene Lieblosigkeit in den jungen Herzen erzeugte.

Mit dem Neide verwandt ist der Haß und das Rachegefühl. Auch diesen unreinen Flammen wird durch die Erziehung reichliche Nahrung geboten. Erschreckliche Beschuldigung! ruft hier vielleicht Mancher aus. Und dennoch hast du vielleicht, der du mit dem Verfasser haderst, daß er dies öffentlich zu sagen wagt, dein eigenes Kind gelehrt, die Erde zu schlagen, wenn es fiel; den Tisch zu verwünschen, wenn es sich stieß; auf die Suppe zu schmähen, wenn es sich verbrannte. Den Verfasser überläuft jedesmal ein heimliches Grauen, wenn er dergleichen Verkehrtheiten bemerkt. Mag Mancher auch seine Furcht für Schwindel u. dgl. m. halten, die Archive der Kriminalgerichte beweisen am sichersten, daß seine Ansichten nicht auf Hypothesen, sondern bittern, betrübenden Erfahrungen beruhen. Klaget nicht den Zeitgeist an wegen der überhandnehmenden Rachsucht und Lieblosigkeit; klaget euch selbst an, daß ihr durch verkehrte Erziehung täglich dazu beiträgt, jene heillosen Gefühle in den Herzen eurer Kinder zu nähren.

Liebe werden unsere Kinder gegen Alles empfinden, wenn wir ihnen begreiflich machen können, wie Alles ihnen liebend entgegentrete. Zur Lieblosigkeit werden wir sie anleiten, wenn wir sie so erziehen, daß sie sich alles Unangenehme und Schmerzhaftes, als ihnen von Andern zugewendet

fügt, denken. Das geschieht aber sehr gewöhnlich. Leidet das Kind an Zahnschmerzen, so sind die Raze, der Hund oder irgend ein anderes unschuldiges Geschöpf davon die Ursache. Muß man einem Kinde irgend ein Spielwerk nehmen, so haben es die Magd, der Bediente, der Bettelmann u. s. w. geholt. So weiß man das Kind dahin zu führen, daß es nie in sich den Grund seiner Unannehmlichkeiten und Leiden sucht. Das geschieht nun freilich Alles nicht in der Absicht, bösen Saamen auszustreuen; aber es ist und bleibt dennoch der Grund zu den tausend Lieblosigkeiten, wodurch Menschen einander schmerzlich betrüben.

Schlimmer als das Genannte ist es nun endlich, wenn die Eltern nicht Anstand nehmen, ihren Haß oder ihre Erbitterung gegen Andere vor den Kindern zur Schau zu tragen. Dadurch wird gewissermaßen die entehrende Lieblosigkeit in den Augen der Kinder sanctionirt. Was soll man nun von ihnen erwarten, wenn die Eltern mit unbegrenzter Freude erzählen, wie sie diesem oder jenem Nachbar eine Beleidigung nachgetragen, und zur rechten Zeit ihr Schärftchen ausgewetzt haben? Muß nicht durch ein solches Verfahren das letzte Fünkchen von Liebe und Veröhnlichkeit in den Herzen erstickt werden? — Wie oft hört man (nicht allein in den untersten Klassen) bei vorgefallenen Beleidigungen die Worte: Vergeben will ich wohl, vergessen kann ich nicht! O, möchtet ihr bedenken, Eltern! welche böse Saat ihr durch unbedachte Aeußerungen über die Abneigung oder den Haß, welchen ihr gegen Jemand in euch traget, in die Herzen eurer Kinder streuet. Ist irgendwo das Wort der Schrift: „Die Junge ist ein klein Glied, und richtet große Dinge an,“ von schwerer Bedeutung, so ist es hier.

Mein Glaube an den Glauben.

Von Carl Heinrich Ehrh.

Ich glaube, daß in unsern Tagen
Gar Mancher manchmal Manches glaubt,
Weil seine Stellung „anders glauben“
Ihm ohne Nachtheil nicht erlaubt.
Ich glaube fest — in unsrer Zeit
Glaubt Mancher aus Gefälligkeit.

Ich glaube gern, daß Mancher glaubet,
Was Onkel oder Tante glaubt,
Weil er (vielleicht) durch anders glauben
Sich seine fern're Erbschaft raubt.
So glaub' ich — daß das liebe Geld
Den Glauben oft zusammenhält.

Ich glaube ferner, daß der Glaube
Im Staat oft fördert, nützt und schützt,
Und daß so manche Günst und Gnade
Mitunter sich auf Glauben stützt.
Drum glaub' ich, glaubt man oft im Staat
Aus Politik „fünf sei gerad“.

Ich glaub', wenn heute Christus käme,
Man glaubte ihm, wie damals, nicht;
Und glaub', dem goldnem Kalb zu Ehren
Verlängnet Mancher Recht und Pflicht.
Ich glaube fest, daß mancher Christ
Weit ärger als ein Judas ist.

Ich glaube an den Zeitgeist ferner,
Der Mancherlei zu Stande bringt,
Und glaub' an Wahrheit, eine Waffe,
Die sicher noch den Sieg erringt.
Ich glaub', daß geist'ge Nacht dem Licht
Noch weicht, — doch heut' und morgen nicht.

Ich glaube an die Weltgeschichte,
An geist'gen Fortschritt aller Zeit,

Und glaube, daß so Mancher glaubet,
Die Glaubenssache geht zu weit,
Wenn man nicht mehr das, was man glaubt,
In enge Formen zwingt und schraubt.

Ich glaube schließlich noch vor Allem,
Daß Licht und Wahrheit ewig bleibt,
Und daß man noch dem Buch der Bücher
Das Buch „Bernunft“ mit einverleibt.
Dies ist mein Glaube; — doch ich glaub',
Wer taub ist, bleibt noch lange taub.

Erfahrungssatz.

Groß zu scheinen, ist stets der Kleinen Leidenschaft; Ansehn
Suchet gewißlich der stets, dem es am Werthe gebricht.

Das Bleigießen in der Sylvesternacht.

Von Saphir.

Wenn wir, mein lieber deutscher Michel, all das Blei nehmen könnten, welches im Jahre 1848—49 gegossen wurde, und es in das Thränenwasser schütten könnten, welches im Jahre 1848—49 vergossen wurde, und wenn uns das alte Weib „Geschichte“ aus dieser Mischung prophezeien könnte, dann wäre das Bleigießen in der heiligen Sylvesternacht kein übler Spaß! Allein so, mon cher Michel, nehmen wir bloß das Blei von den Stunden des Unglücks, das Blei das dem Fortschritt in allen Gliedern liegt, das Blei aus den langsamen Verhandlungen der deutschen Blei-„Kammern,“ das gießen wir in das alltägliche Wasser, in helles Brunnenwasser.

Zuerst laß dir etwas vom Blei überhaupt sagen. „Pulver und Blei“ spielen eine solche große Rolle auf dem Welttheater, daß es sich der Mühe lohnt, diese zwei National-Schauspieler näher kennen zu lernen. Pulver ist nichts, das Pulver ist nur erfunden, um zu beweisen, wie viel Leute auf der Welt sind, welche das Pulver nicht erfunden haben! Blei aber, Blei ist weit nützlicher! Das Blei kann in zweierlei Gestalten genossen werden, und bringt zwei entgegengesetzte Wirkungen hervor; das Blei als „Kugel“ dient dazu, den Kopf leer zu machen, das Gehirn auszublasen; das Blei aber als „Buchstaben“ in den Kopf gesetzt, dient dazu, das Gehirn zu füllen und ihm Geist einzublasen.

Das Leben ist jetzt nichts als ein Krieg dieser zwei Bleigestaltungen gegen einander! Die 24 kleinen bleiernen Truppen des Geisterreiches unter dem Weltmarschall: „Vorwärts!“ kämpfen gegen die bleiernen runden Leibgardisten des materiellen Reiches. Der Kampf ist Kampf auf Leben und Tod, und wird so lange dauern, als der Gott der Zeit, Saturnus, selbst ein Bleigott ist.

Aus der Budelemer Zeitung.

+ Neulich war ich in unse zweite Kammer. Da wurde grade darüber gedebattirt, ob die jechrte Verfassung leicht e sollte abjeändert werden können, oder schwer. Professor Ulrichs, der ne Schwade hat wie ne Dachrinne, id meene weil ihm die Wörter och so fir rauspladdern, der stimmte vor leicht e. Denn er meente, et wäre jo woll mögliche, des sehr vieler jeändert werren muß, z. B. des Vereinsrecht, die Pressfreiheit un die jemischte JudenChristenEhe un so weiter. Wie ich des hörte, da dacht ich bei mich: des Du die Motten frigt! Aber jesagt hab ich nisch. — — — — — Dadruf kam Professor Keller und stimmte vor schwer. Er sagte, wenn die Verfassung erscht mal fertig is, denn muß sie heilig sind. Uf mir machte die KellerRede enen Eindruck, des mich wehmuthsvoll und dumpfig zu Nuthe wurde. Nämlich Keller der is'n Schweizer, un nu denke Dich mal, Jottfried, mang ne Preussische Kammer enen ächten SchweizerAbsinth uf die Redner-

Tribune, der mit ne Preusche Beiseiterung un mit een dieken AlpenDialekt ruft: „Wann die Verfassung erscht fertig ischt, dann musch sie unsch heilik seyn! Meine Brusch ischt erfüllt von Patriotischmusch für Preußen!“ — Wat meenste, Jottfried? Wie?

+ Waldeck hat seine Wahl zur ersten Kammer nich anjennommen un des is sehr vernünftig von ihm. Man muß um Jotteswillen nich in ne Jeseellschaft sehn, wozu man nich passen duht. Des sagt schon Vater Zellert in seine Fabel, wo en Gradjewachseuer in's Land der Puckligen kommt un da ausgelacht wird. Hastee keenen Puckel nich, denn bleib hübsch zu Hause, lautet die Moral, un der olte Zellert hat et verstanden.

Miscellen.

X „Laß den Schlaf nicht in dein Auge kommen, ehe du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast! Frage dich, worin war ich heute nachlässig, was habe ich verrichtet, welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? Auf diese Weise fange von der ersten That des Tages an und gehe bis zur letzten fort und dann betrübe dich über das Böse, das du gethan hast und freue dich über das Gute.“ — Diese Sittenregel eines der hellsehendsten Weisen des Alterthums ist unstreitig eine der ersten zur Beförderung des Wachstums in der Jugend, ja sie ist so nützlich, daß sie nicht oft genug wiederholt und eingeschärft werden kann. (Felin.)

X Eine große Tugend ist es, verschwiegen und bedächtig in seinen Reden zu seyn. Die Zunge ist ein klein Glied, aber sie richtet viel Unheil an, wenn der Mensch sie nicht im Zaum hält. (Fedderson.)

X Schiller schrieb in einem Briefe an Karoline von Wolzogen: „Ueberhaupt kommt mir vor — und das mag freilich ein eigennütziger Wunsch unsers Geschlechtes seyn — mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichniß ist also das schönste, was ich von Ihrem Geschlechte nur habe sagen können, und ich habe es auf Unkosten des meinigen gethan.“

X Ein menschenfreundlicher Gewaltthaber in Neapel rebete das um ihn versammelte Volk also an: „Lumpengesindel! ich habe schon vielen der Eurigen den Kopf abschneiden lassen, Andern die Zunge ausreißen, ich habe welche erfäufen, peitschen und verbrennen lassen: und doch bessert Ihr Euch nicht. Ich denke daher auf ein neues Mittel: ich werde Euch sägen lassen!“

Maritätenkästlein.

○ „Ja,“ sagte ein Offizier, „wenn ich so unglücklich wäre, einen dummen Sohn zu haben, nichts anders, als ein Geistlicher sollte er mir werden!“ — „Sie denken da anders, mein Herr, als Ihr Vater dachte!“ versetzte kaltblütig ein in der Gesellschaft anwesender Geistlicher.

○ Vier Species bilden die Rechnung des Lebens: der Knabe numerirt, der Jüngling addirt, der Mann multipliziert und der Greis subtrahirt. Die fünfte Species macht einen Strich durch die Rechnung und — dividirt, und das thut der Tod.

○ Herr A., ehemals Mitglied der ersten constituirenden Versammlung, betrat nur ein einziges Mal die Rednerbühne und begann mit den Worten: „Meine Herren, der Mensch ist nur ein Thier...“ Von dem imposanten Anblick der Versammlung betroffen hielt er inne. Ein Mitglied rief aus:

„Ich trage darauf an, daß diese Rede gedruckt und mit dem Bildniß des Verfassers geschmückt werde.“

○ Ein Bediente trat mit zwei kostbaren Tassen in das Zimmer seines Herrn und ließ eine fallen. Verdrießlich sah der Herr auf die Scherben und fragte: „Aber sage mir nur, wie hast Du denn das gemacht?“ — „So!“ antwortete der erschrockene Diener kleinlaut, und ließ die andere Tasse auch fallen.

○ Lude findet seinen Freund Bummel, der im Begriff ist, einen Zettel anzukleben. Indem Lude sich dabei durch Festhalten der Leiter behülflich zeigt, meint er: „Höre, Bummel, iek wer' Deinen Antrach unterstützen, sonsten möchte er fallen!“

○ Der Maler Elkar aus Nürnberg hatte sich in der Akademie zu München erhängt, weil er, wie aus einem hinterlassenen Briefe hervorging, mit seinen eigenen Kunstleistungen unzufrieden war. Das Berliner Conversationsblatt schrieb darauf: „Schade, daß ein Mann, der aus solchem Grunde sich erhängte — sich erhängte! Schade, daß alle diejenigen, die aus entgegengesetztem Grunde sich nicht erhängen — sich nicht erhängen!“

○ Ein Prediger hielt eine lange, ermüdende Predigt. Vor dem Schluß derselben bemerkte er, daß alle Anwesende fest schliefen. Da er nun seine Predigt doch gern beenden wollte, und er keine anderen Zuhörer hatte, als sich selbst, so konnte er die übliche Anrede: „Meine andächtigen Zuhörer!“ nicht anwenden, und er sagte daher statt dieser: „Mein andächtiger Zuhörer!“

○ Scherzfrage. Welche Bilder darf man verehren aber nicht aufhängen?
 „Wajjsgg! W! T! J! a! a! j! u! j!“

Eine schwere Aufgabe.



Laß d'Hund aus Johann! In Kuckuks Namen, warum laßt d'Hund net aus!!!

Räthsel.

Mein Vater klettert frisch in die Höhe!
 Da unterwegs bekommt er die Drehe; —
 Meine Mutter blieb sitzen gesellig lange,
 Da machten grobe Flegel ihr bange.

Mir ist von den Eltern Manches geblieben;
 Es fühlt sich mein Geist nach Oben getrieben;
 Doch geht es oft nicht ab ohne Schwindel;
 Ich liebe Gesellschaft; da giebt's oft Gefindel.

Auflösung des Logogryphs in No. 4:
 R i g a. R i g i.